

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 57 (1953-1954)
Heft: 21

Artikel: Freiheit die ich meine...
Autor: Summermatter, Georg
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-671388>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Freiheit

die ich meine . . .

«Mein Lieber», so eröffnet sich zuweilen mein guter Bekannter, «du bist in keiner Krankenkasse, du betätigst dich nicht als Mitglied unseres eminent wichtigen Volksgesundheitsvereins, du bläst keine Trompete. Du trommelst nicht, du organisierst keine vaterländischen Feste, hältst in keiner Aufsichtsratssitzung eine markige Rede, ja, du bist überhaupt in keiner Form organisiert, wie es sich für einen modernen Menschen nun doch einmal geziemt — hm, du bist mir wirklich der letzte der Mohikaner ...» Und dann pflegt er den dicken siegelringgeschmückten Finger zu erheben und in besorgterem Tone fortzufahren: «Wenn dich das mitleidlose furchtbare Leben einmal anfällt, dann musst du dich wahrhaftig nicht wundern, wenn es dich grausam bodigt!»

Er sagt das ohne Groll, aber ein wenig besorgt, er legt mir nahe, doch zum mindesten eine Versicherung gegen Unfall (wobei er den Namen Unfall ausspricht, als stehe eine furchtbare Hexe dahinter) abzuschliessen, was jeder «Vernünftige» tätet. So sei ich gerüstet und könne das Schicksal bei den Hörnern packen.

Nun hat mich aber ein Teufel, oder ein Dämon in einer seiner vielen Vermummungen seit jeher geritten und mich geheissen, wo immer es möglich ist, genau das Gegenteil, das Konträre, das «andere» zu tun. Und ich tat dies aus einem vermeintlichen Instinkt, aus Widerspruchsgeist, aus einer humorigen Besessenheit heraus. War die grosse Generalmelodie in D-Dur gehalten, so blies ich vergnügt in C . . . Stimmte man Schlachtgesänge an, wobei man sich mit rollenden Augen gar wunderlich ernst fixierte, so sang ich vom März oder von einem schönen Kind. So sehr ich die Zweckmässigkeitskulturen und die grossen ge-

pflegten Kartoffeläcker schätze (sie ernähren mich auch), selbst bin ich gern ein sehr eigenes Pflänzchen und halte mich ausserhalb der grossen Treihäuser, die man gegen Hagelschlag errichtet hat, abseits auch ein wenig der tadellosen Eisengatter, die man gegen den Einbruch des Irrationalen, des Blind-Tückischen, des Nicht-Fassbaren aufgestellt hat. Oh, ich weiss, dass alle diese Errungenschaften und Zusammenfassungen notwendig sind und der soziale Fortschritt und die Nivellierung ohne eine gewisse Uniform nun einmal nicht vorstatten geht. Aber den Hagelschlag, sehen Sie, liebe ich schon aus rein ästhetischen Gründen und die Krankheit, diese schmerzlich-wundersame Mahnerin und Bildnerin der Menschheit, lasse ich mir nicht versichern. Wer nämlich ihre metaphysische Aufgabe durch Prämien zu bagatellisieren trachtet, dem steigt sie als Psychose und neurasthenische Störung ohne Prämien sozusagen vom Dach ins Haus.

Womöglich fahre ich schlechter dabei, wenn man die materielle Seite, jenen Aspekt, den man den rein automatisch funktionierenden Entschädigungsapparat nennen könnte, im Sinne hat, — immateriell glaube ich zu gewinnen, und wer auf diese Weise gewinnt, nützt sicher der Menschheit. Denn sie hat nun einmal ein paar närrische Leute, krause Individualisten, Widersprechende, Skeptiker und Eulenspiegel-Naturen genau so nötig wie tüchtige Grossräte, Verbandssekretäre, brave Schuhmacher und unbestechliche Treuhänder, ja, die ersten scheinen mir das Gewürz vorzustellen, das den gewaltigen Menschheitsteig erst schmackhaft macht. Das seien hinterhältige Sophismen, höre ich im Geiste meinen Bekannten sagen, ganz dazu angetan, sich um die Solidarität, um das gemeinsame Tragen von Lasten und Verpflichtungen zu drücken und irgendwo in Ruhe seine Solopartie durchzusetzen.

Gemach, gemach, würde ich darauf replizieren, weisst du denn, wie viele «Solidaritäten» sich beim genauen Zusehen als abgekartete kollektive Soloparteien entpuppen und dass derjenige, der in vollkommenster Einsamkeit seine Kegel aufstellt, sich die tiefsten und sorgendsten Gedanken um die Menschheit machen kann, auch wenn er dazu eine recht grelle anarchistische Melodie pfeift? Und was die Lasten, die Verpflichtungen betrifft — wer kann sie wägen? Sie werden nicht mit dem Kopfe, sondern mit dem Herzen getragen, wie ja dieses überhaupt schliesslich den Ausschlag gibt. Hierauf sehe ich meinen Bekannten ein we-

nig lächeln und höre ihn von den «vermaledeiten Fuchslöchern» einer solch philosophischen Denkweise reden, in die sich immer dann die Leute verkröchen, wenn man sie festnageln wolle.

Aber inzwischen wäre der Wein aufgetragen, dieser wundersame Versöhner, und wir stiessen an, wie wir es immer tun, wenn wir uns heiss-

geredet. Während des Bechers geschieht dann die seltsame Wandlung, dass er dem letzten der Mohikaner im grünen Grase doch ein bescheidenes Daseinsrecht zugesteht, während ich ihn mit all seinen Aemtern und Aemterchen und seinen fünf Versicherungen hochleben lasse.

Georg Summermatter

Auf dem Munot

Eigentlich war es ein Wiedersehen! Denn viele Jahre hatte ich zwar nicht die Stadt am Rhein, aber doch ihr Wahrzeichen — den Munot gemieden. Und dann ergab es der Zufall, dass ich wie einst an einem Sonntagnachmittag auf der Zinne stand. In meiner Kindheit, daran erinnere ich mich noch ganz gut, übten die bunten Glasfenster dort oben einen ganz besonderen Zauber auf mich aus. Die Erwachsenen bemerkten wohl diese Scheiben nicht einmal, wir indessen fanden sie einzigartig schön. Die sichtbare, damals noch so unproblematische Welt in blauer, roter, gelber, grüner und brauner Beleuchtung zu betrachten, dies war jedesmal ein Ereignis, und es zeigt auch, wie für Kinder das scheinbar Nebensächlichste zum Besonderen wird. Meist waren es stille Sonntagnachmittage, die uns zum Munot lockten; leicht konnten wir ihn erreichen, auch ohne Sonntagsbatzen in der Tasche — und immer war es aufregend und unheimlich in den finstern Kasematten. Nur spärliches Licht erhalten sie durch vier tiefe Schächte und oft wirkten die schweren Quadergewölbe beklemmend auf uns ein. Unzähligen Liebespaaren müssen die Kasematten vertraut geworden sein, und ich wage sogar die kühne Behauptung, dass dort im Gang der Jahre mehr Zärtlichkeiten und Küsse getauscht worden sind als Wassertropfen von den feuchten Mauern klatschten. Gewiss, das sind müssige Vermutungen und doch ist es irgendwie tröstlicher an tuschelnde Liebespaare zu denken, als an die schweren Seufzer der Belagerten, an Waffenlärm und Soldatenflüche oder gar an das Stöhnen und Röcheln von Sterbenden.

Schon im Mittelalter hat auf dem sogenannten Emmersberg über der Stadt eine kleine Befestigungsanlage bestanden, der Zwingolf mit Graben und Wachturm, verbunden beidseitig mit den Stadtmauern. Erst im 16. Jahrhundert wurde das

Kastell mit bombensicheren Kasematten erbaut und die ganze Bevölkerung hatte die Hände und Glieder wohl tüchtig zu röhren. Seine Feuertaufe empfing der Annot oder Unot, wie die ursprünglichen Namen lauteten, erst im Jahre 1799, als die Franzosen auf die anrückenden Oesterreicher vom Unot aus ihre Geschütze richteten. Uns Buben hat natürlich dieses Bollwerk mächtigen Eindruck gemacht und der Phantasie viel Nahrung gegeben, doch damals war es uns noch gleichgültig zu wissen, dass der Munot (die spätere Namensgebung) als einzige ausgeführte Zirkularbefestigung zu gelten hatte, die in allerdings besciedeneren Ausmassen von Albrecht Dürer erdacht und ausgeklügelt worden war.

Ich erinnere mich auch, wie die unterirdischen Gänge unsere Einbildungskraft beschäftigten, die wir aber nie zu sehen bekamen, weil uns der Obolus mangelte. In unserer Phantasie nahmen diese Gänge immense Längen an und es wimmelte darin nur so von Gespenstern und unheimlich klappernen Gerippen. Dann war da die schraubenförmig sich emporwindende und gepflasterte Rampe, die von den Kasematten hinaufführt zur Zinne. Und oben betasteten wir selbstverständlich immer wieder die alten Kanonen, die noch auf dem gleichen Fleck stehen und ihre Mündungen über die Stadt hinaus richten. Unzählige Hände müssen diese Rohre betastet, gestreichelt und getäschelt haben; glattes Metall zieht die Hände an und erst die sinnliche Berührung schafft auch in diesem Fall den wahren Kontakt. Dies ist mir nämlich später noch oft aufgefallen, dass kein Besucher (das Kind mit dem Schnuller genau so wie der würdigste Greis) der Verlockung diese Rohre zu streicheln widerstehen konnte.

Und dann lehnt man sich über die Brüstung und blickt hinunter auf die Stadt, die uns nun aus der Vogelperspektive erst recht ihr mittelalter-